

Oliver König

Bainduon – ein Dorf auf der Huon Halbinsel in Papua Neu Guinea

Ein Reisebericht

Im Sommer 1980 hielt ich mich für zwei Monate in dem jungen pazifischen Staat Papua Neu Guinea auf. Ich hatte mich schon einige Zeit auf diese Reise vorbereitet und Kontakte zu Europäern und Australiern aufgenommen, die dort lebten und arbeiteten. Durch einen dieser Kontakte hatte sich die Möglichkeit ergeben, eine Zeit lang in einem Dorf zu leben und dadurch die grundlegende Lebensform in diesem Land kennen zu lernen. Von diesem Aufenthalt werde ich berichten. Doch ist es sicherlich notwendig, vorher einige allgemeine Informationen über Papua Neu Guinea zu geben.

Nur 160 km vom nördlichen Zipfel Australiens entfernt erstreckt sich die neben Australien und Grönland drittgrößte Insel der Erde, Neu Guinea. Der gesamte westliche Teil der Insel steht unter indonesischer Verwaltung, die östliche Hälfte bildet den Staat Papua Neu Guinea, auch Niugini genannt.

Die Insel wird in ihrer ganzen Länge durch ein 2400 km langes Bergmassiv geteilt, das bis zu 5000 m hohen schneebedeckten Gipfeln aufragt. Hier finden sich alpine Hochgebirgslandschaften ebenso wie palmenbestandene Strände, riesige Regenwälder, savannenartige Ebenen und ausgedehnte Sumpfbereiche, durch die sich für hunderte von Kilometern von den Bergen kommende Flüsse winden. Vier größere Inseln in der nordöstlich gelegenen Bismarck-See gehören politisch zu Papua Neu Guinea, Manus, Neu Irland, Neu Britannien und Bougainville.

Nur wenige Grad südlich vom Äquator gelegen ist das Klima das ganze Jahr hindurch heiß und feucht. Den einzigen Wechsel in den Jahreszeiten bringen Trocken- und Regenzeit. Die Trockenzeit dauert etwa von Mai bis November, doch kann es auch während dieser Zeit zu schweren Regenfällen kommen. Die Nächte bringen eine erfrischende Kühle, vor der man sich auf dem 2000 m hohen Zentralplateau am besten vor ein prasselndes Feuer zurückzieht.

Das Tier- und Pflanzenleben ist ähnlich dem Australiens, weist aber eine größere Vielfalt auf. Es gibt eine kleine Känguruart, viele Erdbewohner wie Ratten und Mäuse, Schlangen und Echsen, in manchen Flüssen Krokodile, und ein reiches Insektenleben. Vor allem die Vogelwelt ist mit etwa 650 Arten einzigartig auf der Welt, besonders die ihrem Namen alle Ehre machenden Paradiesvögel, die in der Fahne des Landes zum Nationalsymbol erhoben sind.

Die derzeitige Bevölkerung von ca. 3 Mill. ist fast ausschließlich melanesischen Ursprungs mit vielen verschiedenen ethnischen Gruppen. Die Küstenbevölkerung ist zumeist hellhäutiger und größer, die Bevölkerung des Hochlandes dunkelhäutiger, untersetzt und kräftig. Die stark durch die Landschaft bestimmten unterschiedlichen Lebensbedingungen haben auch die verschiedensten Typen von Menschen hervorgebracht.

Die meisten Gruppen lebten bis in dieses Jahrhundert hinein in großer Isolation voneinander. Ein Stamm im Hochland wusste vielleicht von einer befeindeten Gruppe im

Nachbartal, doch bis zum Kontakt mit den ersten Weißen in den Dreißiger Jahren ahnten sie nichts von der Existenz des Ozeans. Nur die Küstenbevölkerung hatte ausgedehntere Handelsbeziehungen. Aus dieser vielfältigen Zersplitterung ein einheitliches kulturelles und politisches Nationalgefühl zu schaffen ist keine leichte Aufgabe für den noch jungen Staat.

Obwohl Papua Neu Guinea lange eine der letzten weißen Stellen auf der Weltkarte war, lassen sich die Kontakte zur Außenwelt an den unterschiedlichsten geographischen Namensgebungen ablesen. Es finden sich polynesisch und indonesische Namen ebenso wie spanische, französische, holländische, deutsche und englische. Die ersten überlieferten Besucher im 8. Jahrhundert waren Abgesandte der Königreiche auf Java und Sumatra. Einige hundert Jahre später folgten portugiesische und spanische Entdecker und Händler, von denen einer im 16. Jahrhundert der Insel ihren Namen gab. Doch die Insel lockte nicht mit leicht ausbeutbaren Reichtümern. Es gab keine Gewürze, keine Edelhölzer, keine Walfische, kein Silber oder Gold, sondern nur undurchdringlichen Dschungel, ein heißes tropisches Klima, Fieber und feindliche Eingeborene.

Während in Südostasien eifrig kolonisiert wurde, dauerte es bis ins 19. Jahrhundert hinein, bevor die Holländer als erste den westlichen Teil der Insel als ihren Besitz erklärten. Die junge britische Kolonie in Australien hatte zwar schon ein Auge auf ihren nördlichen Nachbarn geworfen, doch erst als in Deutschland die Neu Guinea Kompanie gegründet wurde und die deutsche Regierung einen Anspruch auf den nordöstlichen Teil der Insel erhob, proklamierte 1884 England den südöstlichen Teil der Insel als ihr Protektorat. Damit war die Insel zwischen Holländern, Engländern und Deutschen aufgeteilt.

Die deutsche Kolonialverwaltung machte sich nicht sehr beliebt. Ihr lag weniger am Aufbau einer funktionierenden Kolonie, sondern mehr an der ohnehin spärlichen Ausbeute von Rohstoffen. 1919 verlor Deutschland im Vertrag von Versailles ihre Kolonie Neu Guinea an Australien. Das britische Neu Guinea war schon 1906 in australische Verwaltung übergegangen, die es in Papua umbenannte.

Mit den ersten Kolonialherren kamen auch die Missionare ins Land, unter ihnen viele Deutsche, die in Küstennähe die ersten Missionen gründeten und von dort aus langsam ins Inland vordrangen. Für ihren missionarischen Eifer, der die einheimischen Bräuche und Sitten als Machwerke des Teufels hinstellte, mussten viele von ihnen ihr Leben lassen. Die Arbeit der deutschen Missionare ging auch unter australischer Verwaltung weiter.

Australiens Interesse an Papua Neu Guinea kam anfangs hauptsächlich aus militärischen Verteidigungsgründen zustande, zu Recht, wie sich bei der Invasion der Japaner im 2. Weltkrieg zeigte. Dies ist immer noch ein wichtiger Faktor in der Beziehung der beiden Länder zueinander. Die Situation der einheimischen Bevölkerung interessierte – mit der Ausnahme von einigen Missionaren – die Australier wenig. Die wirtschaftliche Macht blieb fest in ihren Händen, ihre ganze Politik war darauf ausgerichtet, die Herausbildung einer einheimischen Elite zu verhindern. Sie beließen jedoch jeglichen Landbesitz in einheimischer Hand, ein wichtiger Grundstein für die spätere Unabhängigkeit. Nach dem 2. Weltkrieg, der das Land ziemlich erschüttert hatte, veränderte sich die Politik Australiens. Es floss mehr Entwicklungshilfe ins Land, Schulen wurden gebaut, die wirtschaftliche Entwicklung gefördert und schließlich auch die politische Kontrolle übergeben. 1964 kam es im Parlament zum ersten Mal zu einer einheimischen Mehrheit, die bis 1975 Zeit hatte, sich auf die formelle Unabhängigkeit vorzubereiten.

Auch nach der Unabhängigkeit ist jedoch fast 70% der Kapitalanlagen in ausländischer, zumeist australischer Hand und ohne australische Wirtschaftshilfe würde der junge Staat zusammenbrechen. Doch das Land ist reich an Bodenschätzen und landwirtschaftli-

chen Produkten. Kupfer, Holz, Kopra, Kaffee, Tee und Kakao sind die hauptsächlichlichen Exportgüter. Die bislang äußerst friedlich verlaufene Entwicklung strebt weiterhin nach größerer politischer und ökonomischer Selbstverwaltung. Intern setzt sich das Prinzip der Dezentralisation durch und nähert sich damit wieder alten melanesischen Idealen.



Die ganze Nacht regnet es in Strömen und als ich in der ersten Morgendämmerung zum Flugplatz von Lae fahre, erwarte ich kaum mehr, dass bei diesen dicken und tiefhängenden Wolken überhaupt eine Maschine starten wird. Im Büro Von Co-Air treffe ich mich mit Kaye Bowman, die mich zu dieser Fahrt eingeladen hat. Diese kleine Fluggesellschaft fliegt mit ihren ein- und zweimotorigen Maschinen von Lae aus Ziele auf der Huon Halbinsel und andere Pisten in der an der Nordküste Papua Neu Guineas gelegenen Morobe Provinz an. Kaye kenne ich von einem Aufenthalt in Canberra in Australien, wo sie am Institut für "Human Ecology" der National Universität Australiens arbeitet. Dies ist nun schon ihr dritter Aufenthalt in Niugini und sie sammelt in Bainduon, einem Dorf auf der Huon Halbinsel, Material für eine Arbeit über den Einfluss des technologischen Wandels auf eine Dorfgemeinschaft.

Zu diesem Dorf wollen wir fliegen, doch nachdem wir einige Stunden mit den australischen und neuseeländischen Piloten Kaffee getrunken und gequatscht haben, geben wir es für heute auf. Auch am nächsten Morgen hat sich das Wetter noch nicht geändert und wir warten wieder vergeblich. Es ist zwar Juni und eigentlich mitten in der Trockenzeit, doch für die Umgebung von Lae und der Halbinsel sind Regen- und Trockenzeit vertauscht. Wie regional dieses Wetter wirklich ist, konnte ich bei mehreren Fahrten in die Umgebung von Lae feststellen, als sich nach etwa 30 km schlagartig die Vegetation änderte und wir in strahlenden Sonnenschein hineinfuhren.

Am dritten Morgen wird unsere Geduld endlich belohnt. Der Regen hat aufgehört, die Wolkendecke sich gehoben und über den Bergen im Norden zeigen sich die ersten Fetzen blauen Himmels. Ich bekomme den besten Platz direkt neben dem Piloten, während Kaye und ein junger Einheimischer sich hinter einem Berg von Gepäck auf die Rückbank quetschen. Der Pilot dreht erst noch eine Runde über Lae, denn er muss mit der kleinen Maschine auf einem kurzen Flug von etwa 15 Minuten von Null auf fast 2000 m steigen. Während wir uns langsam die Bergtäler hinaufschrauben, steigt die Sonne mit blendendem Licht hinter den Gipfeln auf und bringt Bewegung in die unter uns liegenden Wolkenbänke. Wir drehen nochmals eine große Kurve und im letzten Moment sehe ich den Rasen der kleinen, leicht nach aufwärts geneigten Landefläche auftauchen. Die kleine Maschine setzt leicht auf, hüpft über einige Rasenbuckel und kommt zum stehen. Eine ganze Gruppe von Menschen erwartet uns und begrüßt Kaye sehr freudig. Sie hatte übers Radio in einem für solche Mitteilungen vorgesehenem Programm ihre Ankunft angekündigt. Nach wenigen Minuten ist die Maschine ausgeladen und wieder startbereit, rollt die Piste hinunter und fällt in einer scharfen Kurve ins Tal ab. Das gute Wetter muss ausgenutzt werden und es warten noch andere Passagiere und Waren, die sich in den letzten Tagen angesammelt haben.

Wir nehmen erst mal unser Gepäck und gehen ins nahe gelegene Schulhaus, wo uns Yeng, ein junger Lehrer, mit einem Frühstück erwartet. Unser eigentliches Ziel haben wir jedoch noch nicht erreicht. Die seit fünf Jahren fertige Landepiste von Umbang versorgt eine ganze Reihe von Dörfern der näheren Umgebung, von denen Baiduon das größte ist. Im Laufe der Zeit sind in der Nähe der Piste drei kleine Läden aufgemacht worden, von denen zurzeit allerdings nur einer offen ist. Ein Stück oberhalb stehen die zwei Gebäude der Umbang Gemeinde Schule, die in Stein gebauten Lehrerwohnungen und etwas abseits einige im traditionellen Stil aus Holz und Gras gebaute Häuser.

Dieses kleine im Entstehen begriffene Zentrum liegt auf halber Höhe in einem kleinen Kessel an einer sonst recht steil abfallenden Tal Wand. Die Berge der Umgebung steigen auf etwa 3600 m an, die Täler sind eng und steil. Umbang liegt auf 1500 m, jeweils etwa 500 m Höhenunterschied sind es hinunter zum Talboden oder hinauf nach Baiduon. Von dort muss man nochmals etwa 200 m steigen, um ins Nachbartal zu gelangen.

Nach dem Frühstück machen wir uns auf die einstündige Wanderung nach Baiduon. Der Weg führt an Zäunen und Gärten vorbei steil hinauf. Wir haben glücklicherweise nicht so viel zu tragen, denn eine Reihe von Kindern wird nach Schulschluss einen Großteil unseres Gepäcks hinaufbringen. War ich hiervon anfangs leicht irritiert, merke ich später, dass es schon fast eine Prestigefrage ist, wer was tragen darf. Mit zunehmender Höhe geraten wir in einen dicken Nebel, aus dem bald ein kühler Nieselregen fällt. Erst im letzten Moment tauchen die ersten Häuser auf. Immer wieder mal reißt diese Nebelwand auf und gibt den Blick frei auf die umliegenden Berge, um gleich wieder alles in ein nasses Grau zu hüllen.

Zu dieser Stunde ist das Dorf wie ausgestorben. Wer nicht am Morgen auf die Felder gehen musste, bleibt bei diesem Wetter lieber im Haus. Kaye hat seit ihrem ersten Aufenthalt im Dorf vor anderthalb Jahren ein festes Quartier. Didiman, ein im Dorf angesehener Mann von etwa vierzig Jahren, und seine Frau haben sie adoptiert. Dies ist ein Brauch, mit dem Fremde, die für längere Zeit kommen, in die Dorfgemeinschaft aufgenommen werden. Allerdings hat es eine Weile gedauert, bis Kaye und ihre für viele immer noch undurchschaubare Arbeit akzeptiert wurde. Dass sie von Didiman aufgenommen wurde,

hängt sicherlich auch damit zusammen, dass er eines der besten Häuser im Dorf besitzt, das als einziges mit einem Wellblechdach abgedeckt ist. Neben ihrem dort befindlichen Schlafraum steht ihr noch in einem Nebenhaus eine Art Küchen- und Aufenthaltsraum mit einer Feuerstelle zur Verfügung.

Am Nachmittag zeigt mir Kaye das Dorf, das in einer leicht hügeligen Senke liegt. Der Boden ist hier lehmigbraun und festgetreten und verwandelt sich bei Regen in eine Rutschbahn. Am Rande erstreckt sich eine große ebene Rasenfläche, die als Spielplatz für die Kinder und als Versammlungsort für das ganze Dorf dient. Baiduon ist mit seinen 330 Einwohnern ein großes Dorf. Die gleiche Anzahl, darunter viele junge Männer, lebt und arbeitet in den größeren Städten, vor allem Lae, Port Moresby und Rabaul.

Dörfer in dieser Größenordnung stellen nicht die traditionelle Wohnform dar. Sie wurden erst durch die Missionare geschaffen, die die Bevölkerung örtlich konzentrierten, um sie dadurch für sie auch zugänglicher zu machen. Vorher lebten wesentlich kleinere familienähnliche Gruppen in vielleicht drei bis vier Häusern zusammen. Baiduon hingegen hat heute fast 80 Häuser, von denen zurzeit 69 bewohnt sind. Ein neues Haus ist im Bau, neun sind insgesamt im vergangenen Jahr gebaut worden. Alle stehen sie auf circa 1,30 m hohen Stelzen. Die Böden und Wände sind aus Planken, die mit der Axt zurechtgeschlagen worden sind, die Dächer aus dicken Bündeln des langen und festen Kunaigrases, das überall im Überfluss wächst. Etwas unterhalb des Dorfes steht die aus gesägten Planken gebaute, mit einem Wellblechdach versehene lutheranische Kirche. Hin und wieder wachsen Pflanzen zwischen den Häusern, manche haben einen kleinen Ziergarten oder eine Hecke, Nutzpflanzen sind hier die Ausnahme.

Eine Kleinfamilie bewohnt zumeist nur ein Haus und benutzt nicht, wie es in den warmen Küstengegenden oft der Fall ist, ein extra Kochhaus oder ein Haus für die Tageszeit. Auf 2000 m ist vor allem in der Regenzeit der beste Platz neben dem Küchenfeuer. Die Häuser sind je nach Größe in zwei bis vier Räume unterteilt, einer davon die Küche, und bieten unter ihren Böden Stauraum und Schutz für Hühner, Hunde und Schweine, von denen es jedoch nicht übermäßig viele gibt. Etwas abseits, manchmal in kleinen Gruppen zusammen, stehen die über einer Grube gebauten Toilettenhäuser.

Am einen Ende des Dorfes windet sich ein kleiner Fluss ins Tal hinab. Das Wasser wird in einige Bambusrohre geleitet und fließt am anderen Ende in einem dicken Strahl heraus. Hier ist die Wasserstelle fürs Dorf und die Waschstelle für die Frauen. Wasserholen, Wäsche waschen und Spülen ist alleinige Aufgabe der Frauen. Für die Männer gibt es eine weiter weg gelegene Waschstelle. Ebenfalls abseits liegt der kleine christliche Friedhof und etwas oberhalb vom Hauptteil des Dorfes stehen verstreut einige einzelne Häuser.

Zwischen den Häusern stehen zwei kleine Läden und ein als Erste Hilfe Posten vorgesehenes Haus. Dies ist die unterste Stufe in einem Gesundheitssystem, in dem es darüber hinaus noch Krankenstationen mit ausgebildeten Schwestern gibt, in den Städten und einigen Regionalzentren auch Krankenhäuser. Da dieses Haus am Dorfrand liegt, hat es bislang als einziges elektrisches Licht, da hier vorerst die von Umbang herkommende Stromleitung endet. Der Strom kommt von einem kleinen hydroelektrischen Kraftwerk, das von einem kleinen Bach angetrieben wird und zurzeit 3500 Watt leistet. Mit diesem Projekt, das 1975 nach Fertigstellung der Flugpiste begonnen worden war und drei Jahre später erstmals in Betrieb genommen wurde, kamen neue Möglichkeiten aber auch neue Probleme auf Baiduon zu. Dies ist der Ausgangspunkt für Kaye's Arbeit.

Viele Fragen sind auf das Dorf zugekommen. Wer bekommt denn nun einen Stromanschluss für Licht, alle, oder nur die, die dafür bezahlen können? Wo kommt in einer Sub-

sidenzwirtschaft das Geld dafür her? Sollen die anderen Dörfer der Gegend auch davon profitieren? Wer entscheidet das alles? Ergeben sich dadurch vielleicht neue oder verbesserte Verdienstmöglichkeiten? Verringert dies die Wanderung in die Städte auch auf Grund einer neuen Lebensqualität? Wäre dies bei der jetzigen Bevölkerungsgröße überhaupt wünschenswert? Wie wirkt sich das Auftauchen all dieser Fragen und Probleme, Antworten und Lösungen auf die gesamte Dorfgemeinschaft aus?

Zunächst sollte die Leitung nun über fünf Strommaste durchs Dorf gelegt werden, um die Kirche mit Strom zu versorgen. Dem konnten noch alle ohne Probleme zustimmen. Dadurch würde das Dorf einen großen, auch bei Dunkelheit benutzbaren Versammlungsraum bekommen. Auf dem Bergrücken über dem Dorf steht außerdem schon eine kleine Eisenkonstruktion, in der später eine Radiorelaystation mit Strom versorgt werden wird. Diese Station wird einmal einen besseren Kontakt zur Außenwelt, vor allem zur Provinzhauptstadt Lae herstellen.

Im Laufe der nächsten Tage mache ich einige Ausflüge in die nähere Umgebung von Bainduon, vor allem um mir die Gärten anzusehen. Die gesamte Talwand von Umbang bis zum Bergrücken über dem Dorf zeigt Spuren von Anbau. Primärwald gibt es hier keinen mehr. Traditionell wird das Land durch Brandrodung bewirtschaftet. Bäume werden gefällt, kleineres Gewächs und Sträucher ausgegraben und was nicht als Feuerholz Verwendung findet an Ort und Stelle verbrannt. Der Boden zwischen den stehengelassenen Wurzelstümpfen, die auf den teilweise sehr steil abfallenden Gartenflächen das Abrutschen des Erdreiches verhindern, wird aufgelockert und bepflanzt. Die Rodung einer Gartenfläche und der Bau von Zäunen werden vorrangig von den Männern besorgt, während die Pflege der Gärten mehr Aufgabe der Frauen ist. Allerdings wird diese Arbeitsaufteilung in Bainduon flexibel gehandhabt.

Nach ein oder höchstens zwei Jahreszyklen wird eine neue Fläche gerodet und der alte Garten bald wieder vom Dschungel überwuchert. Die tropische Vegetation wächst schnell und liefert aufgrund des ebenso schnellen Absterbens der Pflanzen den nötigen Humus, aber der Boden erschöpft sich auch sehr schnell, wenn dieser Zirkel einmal unterbrochen wird. So braucht es eine verhältnismäßig große Fläche, um eine Person zu ernähren. Mit der ungewöhnlichen Bevölkerungsdichte eines so großen Dorfes und der allgemeinen Bevölkerungszunahme, deren natürliche und soziale Regelung mit dem Einbruch von westlicher Gesundheitsfürsorge und Moralvorstellungen langsam zusammenbricht, entstehen ernsthafte Probleme. Lag ein Garten früher bis zu 15 Jahre brach nach einer Ernte, so sind es heute manchmal nur 5 bis 6 Jahre. Der Boden kann sich nicht genügend erholen und auch der Baumwuchs bleibt klein, so dass heute schon eine ernsthafte Knappheit an Brenn- und Bauholz abzusehen ist.

Angebaut werden vor allem Taro und Yam, Wurzelgewächse, die von der Dicke eines Oberschenkels bis zu einem Meter lang werden können, aber auch Süßkartoffeln und Pitpit, eine Art Mischung zwischen Kartoffel und Maiskolben, sowie Kürbisse, Bohnen, Kohl und Erdnüsse. Daneben gibt es Mandarinenbäume und einige kümmerliche Bananenstauden, die aber in dieser Höhe nicht tragen. Erst in einem 500 m tiefer liegenden Nachbardorf wachsen gut tragende Bananenstauden, die großen melonenähnlichen Papayas und Brotfrucht bäume mit ihren großen, gemüseähnlichen Früchten. Fleisch gibt es in diesem Speiseplan nur, wenn mal ein Huhn oder Schwein geschlachtet wird oder Geld für eine Dose Corned Beef oder Dosenfisch vorhanden ist. Als Grundnahrungsmittel hat sich Reis einen festen Platz erobert. Er muss jedoch importiert werden und stellt eine finanzielle Belastung für das Land dar. Es gibt daher jetzt die ersten Versuche, in den großen Tiefebene-

nen des Landes Reis anzubauen. Es gibt zwar keine echte Knappheit an Nahrungsmitteln, aber die Ernährung ist einseitig und eintönig. Die von uns mitgebrachten Spagetti werden mit großer Begeisterung gegessen.

Neben einigem Tabak zum Eigenverbrauch wird auf den wenigen ebenen Gartenflächen Kaffee angebaut, eines der Hauptexportgüter für Niugini. Seine Kultivierung als „cash crop“ wird von der Regierung stark gefördert und für die Leute von Baiduon ist dies der einzige Bargelderwerb. In anderen Gegenden des Landes kommen noch Tee, Kakao, Tabak, Erdnüsse und Gemüse hinzu. Größere landwirtschaftliche Projekte wie die Holzwirtschaft, Gummi- und Ölbaumplantagen liegen zumeist in der Hand von Kooperativen in den Küsten- und Talregionen oder werden von ausländischen Gesellschaften betrieben. Auf der einen Seite tragen diese Geldgeber natürlich durch Ausbildung und Arbeitsplatzbeschaffung zur wirtschaftlichen Entwicklung bei, auf der anderen Seite liegt eine große Gefahr darin, dass ein rücksichtsloser Raubbau betrieben wird, ohne an spätere ökologische Folgen zu denken. Ein Beispiel dafür ist das Vorgehen der Japaner in der Holzwirtschaft und in der Fischerei, wo sich heute schon die späteren katastrophalen Folgen absehen lassen. Und das große Geld fließt dann doch ins Ausland. Die Landesregierung ist sich dieser Probleme jedoch bewusst und versucht, nicht die Fehler anderer Entwicklungsländer nachzumachen.

Der Kaffee wird entweder nach Umbang gebracht oder sogar zu einer etwa vier Wegstunden entfernten Flugpiste, da der Aufkäufer hier einen besseren Preis bezahlt. Der Transport stellt also kein grundsätzliches Problem dar, ist aber kostspielig und beschneidet den Verdienst erheblich. Es ist zwar von der Weiterführung eines bestehenden Straßenkopfes die Rede, aber in diesem Gelände ist der Bau und vor allem die Instandhaltung einer Straße mit den verfügbaren Mitteln unmöglich bzw. unrentabel. Mit dem Geld lässt sich dann schon besser der Flugverkehr subventionieren.

Beim Besuch der Gärten, die wegen der Bevölkerungsgröße und der damit verbundenen Landknappheit im Extremfall bis zu zwei Stunden vom Dorf entfernt liegen, lerne ich die Umgebung kennen. Einer der Wege führt aus dem Dorf hinaus über den dahinter liegenden Bergrücken hinüber und dann an der Tal Wand entlang, die immer steiler werdend zu einem Flusslauf abfällt, einer der Gebietsgrenzen zum Nachbardorf. Nach Süden hin, den Flusslauf hinunter, öffnet sich der Blick auf das riesige Markham Tal, Ziel allen Wassers aus diesem Teil der Halbinsel. Im Norden ragen die zerklüfteten, über 3600 m hohen Gipfel der Sarawag Bergkette auf. Auf der gegenüberliegenden Talseite sind zwei von Gärten umgebene Dörfer zu sehen, die in etwa vier Stunden über teilweise senkrecht abfallende und aufsteigende Fußwege zu erreichen sind. Nach heftigen Regenfällen ist der Fluss allerdings oft nicht passierbar, da die aus einem Baumstammgewirr gefertigten Brücken manchmal von den Wassermassen weggerissen werden. Vom Hauptpfad zweigen kleinere, kaum zu erkennende Wege zu den Gärten ab. Oft finden sich hier kleinere Häuser, in denen Taro, Yam, Kartoffeln und Brennholz gelagert werden. Vor allem bei sehr weit entfernten Gärten baut sich eine Familie am Ort ein kleines Wohnhaus, um sich in einer intensiveren Arbeitsperiode den langen Weg zu ersparen, manchmal aber auch, weil sie es vorziehen isolierter zu leben.

Tagsüber ist Baiduon meist ziemlich ausgestorben, denn die Gärten erfordern regelmäßige Pflege. Der Besitz eines Gartens wird ursprünglich einmal durch die Rodung eines Landstückes erworben und später an einen Verwandten weitergegeben. Bleibt ein Stück Land jedoch zu lange brach liegen, so kann es neu in Besitz genommen werden. So ist gewährleistet, dass es bei veränderter Familiengröße und Nahrungsbedarf zu einer Um-

verteilung von Land kommen kann. Werkzeug wird beim Gartenbau nicht viel verwendet. Der Grabstock, ein einfacher stabiler Ast, ist seit ein paar tausend Jahren in Gebrauch. Neu hinzugekommen sind Axt und Buschmesser, die mit großer Präzision gehandhabt werden.

Im Laufe des Nachmittags komme ich wie alle anderen wieder ins Dorf zurück. Schon etwa gegen fünf Uhr verschwindet die Sonne hinter den Bergen, um sechs setzt die Dämmerung ein und eine halbe Stunde später ist es dunkel. Hier und da schimmert ein Licht aus einem Haus, ertönen Stimmen oder sogar ein krächzendes Kofferradio, aber mit der frühen Nacht senkt sich bald Ruhe über die Häuser.

Kaye und ich verbringen die Abende im Kochhaus. Während ihrer Aufenthalte hier wird ihr Küchenhaushalt von der achtzehnjährigen Yunue versorgt. War ihr das zu Anfang etwas unangenehm, so ist sie heute froh darüber, dadurch mehr Zeit für ihre Arbeit zu gewinnen. Für jeden Aufenthalt bringt sie sich Verpflegung aus Lae mit, da in den kleinen Läden nur wenige Sachen zu bekommen sind, Zucker, Salz, Mehl, Reis, Fisch und Corned Beef Dosen, Biskuits, Kerzen, Kerosin und andere Kleinigkeiten, alles zu hohen Preisen. Fast jeden Tag kommen aber Leute aus dem Dorf, die Gemüse, Kartoffeln, Taro und Yam bringen. Am Abend sind dann neben Yunue immer einige Leute zu Gast, junge und auch schon mal ältere Männer, Kinder, selten schon ältere Frauen und die jungen Frauen sind außer Yunue und ihrer Freundin Monika durch meine Anwesenheit zu verschreckt. Kaye hat es in einer sehr von den Männern bestimmten Gemeinschaft am Anfang schwer gehabt, gerade von den älteren Männern als Gesprächspartner in wichtigen Themen akzeptiert zu werden. Ihre Kontakte sind natürlich nicht zu allen gleich gut, die grundlegende Barriere jedoch hat sie durchbrochen. Sie beklagt viel mehr den fehlenden Kontakt vor allem zu den älteren Frauen, was an erster Stelle an einem Sprachproblem liegt. Sie kann sich mit den Männern in fließendem Melanesian Pidgin Englisch, der weitverbreiteten Sprache des Landes unterhalten, mit manchen Jüngeren auch in Englisch. Pidgin ist eine stark vereinfachte, ans Englische angelehnte Sprachschöpfung, die in einem Land mit über 600 verschiedenen Regionalsprachen viel zur nationalen Einheit beigetragen hat und Englisch wird heute in der Schule unterrichtet. Die Frauen jedoch sprechen oft nur die Regionalsprache Nabak, vor der Kaye bislang noch kapituliert hat.

Nach dem Abendessen kommt es mit den diversen Gästen zu langen Gesprächen, in denen Kaye viele Informationen über Dorfstruktur, Verwandtschaft, Landverteilung und andere Themen sammelt. Zugleich liefert sie durch ihre eigene Person und ihre sporadischen Gäste Informationen über die Welt draußen. Australien ist in die Vorstellungswelt schon aufgenommen worden, aber Europa oder gar Deutschland sind unbekannte Grauzonen. Vor allem die jungen Männer sind sehr interessiert, etwas über mich und mein Land zu hören. Warum ich denn hier in Neu Guinea sei, ob es mir zu Hause nicht gefiele? Sie wollen wissen, was es mich kostet aus meiner Heimat zu ihnen zu kommen, Summen, über die sie nie verfügen werden. Es macht sie nachdenklich, manche traurig, denn sie wissen, dass sie wohl noch nicht einmal ihren großen Nachbarn Australien kennen lernen werden. Und ihr Interesse ist echt und tief, wenngleich auch von vielen naiven Vorstellungen geprägt. Doch sie wissen, dass ihr Land im Umbruch begriffen ist und sie lernen müssen, mit diesen neuen Verhältnissen zurecht zu kommen.

Kaye verteilt während dieser Gespräche manchmal Betelnuss, die sie vom Markt in Lae mitbringt, da es sie hier oben nicht gibt. Sie wird mit Kalk und Senfblättern gekaut, die das weiße Fleisch der Nuss in eine blutrote Masse verwandeln und dann unter kontinuierlichem Spucken weitergekaut, bis nur noch eine faserige Masse übrigbleibt. Betelnuss hat

eine leicht anregende Wirkung und ist im ganzen Land sehr beliebt. Häufige Benutzer sind an der Braunroten Farbe ihrer Zähne zu erkennen und die rote Spucke zielt überall Wege und Straßen. Als Droge hat sie vor allem unter den jungen Leuten starke Konkurrenz vom Bier bekommen, das inzwischen auch im Land hergestellt wird. Falls verfügbar wird es in erstaunlichen Mengen konsumiert. Die leeren Flaschen landen in hohem Bogen im Gebüsch ebenso wie aller andere Abfall. Es dauert eben eine Weile, bis der Unterschied zwischen Kokosnuss- und Bananenschalen einerseits, Flaschen und Plastiktüten andererseits begriffen wird. Unter der früheren australischen Kolonialverwaltung war der Ausschank und Verkauf von Alkohol an Neu Guineaner verboten. Nachdem dieses Verbot gefallen war, prägte ein Australier die zynischen Worte, "jetzt dürfen sie auch ihre Lohntüten an die Wand pinkeln". In Baiduon ist der Alkoholkonsum wegen fehlender Geldmittel sehr beschränkt, doch im reicheren Hochland und in den Städten laufen schon mal Betrunkene über den Weg. Bei den Jugendbanden in den entstehenden Slumvororten der Hauptstadt Port Moresby wird dies bald zum Problem werden, ebenso wie im Straßenverkehr, der sicherlich auch deswegen eine der höchsten Unfallraten der Welt aufweist. Tabak ist ebenfalls sehr beliebt und es finden sich vor allem unter den Männern viele Raucher. So kann ich abends in der Küche meine selbstgedrehten Zigaretten eintauschen und probiere dafür den sehr starken selbstangebauten Tabak oder auch lange, schwarze, festgepresste Tabakstäbchen, die es im Laden zu kaufen gibt. Aus diesen werden in Zeitungspapier etwa 20 cm lange Zigaretten gedreht, die immer wieder angezündet werden müssen und hinter das Ohr gesteckt einen halben Tag überdauern.

Bis um neun Uhr haben uns zumeist die letzten Gäste verlassen und bald ziehen auch wir uns in die Schlafräume zurück.

Der Tag beginnt früh und wenn ich gegen sechs Uhr morgens aus dem Schlafsack steige, sind die meisten schon seit einer Stunde auf den Beinen. Einmal werden wir während der Nacht von einem heftigen Rütteln geweckt und erfahren anderntags durchs Radio, dass wir im Zentrum eines auf der Richterskala mit 6 gemessenen Erdbebens gewesen sind. Der Morgen ist kühl und feucht, dicke Wolken liegen unten im Tal, blauer Rauch steigt von den Kunaigrasdächern auf. Decken und Handtücher bieten einen dürftigen Schutz und vor allem von den Kindern sehe ich viele mit laufenden Nasen und Erkältungen.

Während meines Aufenthaltes habe ich trotz der Regenzeit Glück mit dem Wetter und mit den ersten Sonnenstrahlen beginnt eine der schönsten Stunden des Tages, bevor alles zur Arbeit aufbricht. Überall kommen kleine Gruppen zusammen, die schwatzend und rauchend die erste Wärme genießen.

Einmal die Woche ist kommunaler Arbeitstag in Umbang. Kaye und ich steigen an diesem Tag ebenfalls zum Schulzentrum hinab, wo bei unserer Ankunft schon reger Betrieb herrscht. Auch aus anderen umliegenden Dörfern sind viele Menschen gekommen. Hinter der Schule schneiden Frauen und Kinder das Gras und neben einem kleinen Dusch- und Waschhaus, das vom Kraftwerk mit warmem Wasser versorgt wird, liegt Wäsche zum Trocknen aus. Eine Gruppe von etwa 30 Männern baut jenseits der Landepiste ein Haus für die Ziegen, die neben einer schon bestehenden kleinen Hühner- und Entenzucht und einem Nutzgarten von der Schule gehalten werden. Die Frauen schneiden und bündeln hierzu das Gras fürs Dach. Mittags werden wir vom Lehrer Yeng zum Essen eingeladen und ich finde Gelegenheit, mich mit der jungen Lehrerin Josie über die Schulsituation zu unterhalten. Mit sieben Jahren werden die Kinder in die Grundschule aufgenommen und bleiben hier sechs Jahre. Unterrichtssprache ist Englisch und Pidgin und es wird Englisch, Mathematik, Naturwissenschaften und Religion unterrichtet. Darüber hinaus arbeiten die

Kinder in den Garten- und Zuchtierprojekten, nehmen an der kommunalen Arbeit teil und treiben Sport und Spiele. Unterricht in handwerklichen Fähigkeiten bekommen sie von den Eltern. Zurzeit hat die Schule fünf Räume und ebenso viele Klassen mit insgesamt 183 Kindern. Die besten von ihnen haben die Chance für weitere vier Jahre in Lae auf eine höhere Schule zu gehen, letztes Jahr waren es sechs aus dreißig. In einer weiterführenden Schule können sich dann einige wenige auf den Besuch der Universität in Lae oder Port Moresby vorbereiten. Soweit war aus Bainduon aber anscheinend noch keiner vorgedrungen.

Von den fünf Lehrern sind zurzeit drei krank und einer von ihnen hält sich sogar in Lae auf, so dass die zwei übrig gebliebenen ziemlich belastet sind. Die Lehrersituation ist schwierig, weil viele sich nach einer längeren Ausbildung in der Stadt nicht mehr auf das Leben in einer dörflich isolierten Umgebung einstellen wollen und können und mehr Zeit in der nächsten Stadt als an ihrem Arbeitsplatz verbringen. Die jetzige Schulpolitik erlaubt eine Beförderung zudem nur bei einem gleichzeitigen Ortswechsel, so dass es zu einem häufigen Personalwechsel kommt.

Am frühen Nachmittag endet die gemeinsame Arbeit und die meisten Leute gehen nach Hause oder noch in ihre Gärten. Hinter dem Schulhaus spielt eine Gruppe von Kindern voller Begeisterung und mit viel Gelächter ein Abschlagspiel. Eine Pyramide aus alten Dosen wird aufgebaut und dann mit einem Ball umgeworfen. Jetzt versuchen ein oder auch mehrere Kinder, die anderen durch Treffen mit dem Ball davon abzuhalten, die Pyramide wieder aufzubauen. Mittendrin sitzt ein geistig und körperlich behinderter Junge, der zwar am Spiel nicht teilnimmt, aber auch nie abseits steht. Das Spiel geht ohne Streit und Aggressivität vor sich, doch bei einer anderen Gelegenheit beobachte ich, wie einige ältere Jungen unter lautem Gejohle eine vorrangig aus Mädchen bestehende Spielgruppe auseinander treibt und die Dosen zertritt. Die darauf folgende Auseinandersetzung zwischen beiden Gruppen schwankt zwischen aggressiver Wut und Gelächter, wobei die Mädchen den Kürzeren ziehen. Oft sehe ich tagsüber zwei Mädchen oder zwei junge Männer Arm in Arm gehen, nie jedoch ein Mädchen und einen Junge zusammen. Beide Gruppen führen ein voneinander getrenntes Leben und ihre Begegnungen schwanken zwischen Schüchternheit und Aggressivität.

Bald machen auch Kaye und ich uns an den Aufstieg nach Bainduon und gehen die letzte Strecke in Nieselregen und Nebel, der am Nachmittag häufig auch an einem anfänglich sonnigen Tag über dem Dorf hängt.

Eine Woche geht zu Ende, es ist Sonntag. Heute Morgen geht niemand in die Gärten, denn um zehn Uhr wird eine Glocke geschlagen und das gesamte Dorf geht in die Kirche. Zum ersten Mal sehe ich fast alle Einwohner von Bainduon zusammen. Die Männer sitzen links und die wesentlich größere Gruppe von Frauen, darunter sehr viele jüngere, auf der rechten Seite. Da das Dorf schon seit einigen Jahren keinen Pfarrer hat und auch nur selten jemand von der einen harten Tagesmarsch entfernt liegenden lutheranischen Missionsstation heraufkommt, wird der Gottesdienst von Männern aus dem Dorf abgehalten. So kommt also ein junger Mann nach vorne und beginnt den Gottesdienst als Vorsänger und spricht einige einleitende Bibelworte. Ein anderer junger Mann gibt eine für mich größtenteils unverständliche, aber rhetorisch sehr intensive Predigt in der Landessprache Nabak und in Pidgin. Abgeschlossen wird der Gottesdienst mit weiteren Liedern und einem Gebet.

Die ersten Missionen wurden in diesem Teil des Landes um 1880 von zumeist deutschen lutheranischen Missionaren an der Küste aufgebaut. Insgesamt gibt es etwa ein halbes Dut-

zend verschiedener Kirchen im Land. Es dauerte noch ein gutes halbes Jahrhundert, bis in diesem schwer zugänglichen Bergen die letzten Siedlungen erreicht wurden, aber heute gilt die Bevölkerung als christianisiert. Die Rolle der Missionare in Niugini ist jedoch sehr zwiespältig. Zum einen haben sie sicherlich die Einheimischen oft vor den ärgsten Ausbeutungsversuchen der früheren Kolonialherren bewahrt, nützliche Technologien eingeführt, Krankenstationen und Schulen gebaut und die zerstörerischen Stammesfehden unter Kontrolle gebracht. Auf der anderen Seite sind sie mit der ganzen Arroganz europäischen Missionseifers in eine seit hunderten von Jahren funktionierende Kultur eingebrochen, haben alte Sitten und Bräuche gebrandmarkt, zeremonielle Häuser und Kultgegenstände entweiht und zerstört, alte Überlieferungen unterdrückt und dem ganzen ein naives Christentum übergestülpt. Durch die Zerstörung der kulturellen Identität der Einheimischen arbeiteten sie dann schlussendlich doch Hand in Hand mit einer Kolonialverwaltung, die hauptsächlich an unterwürfigen und unselbstständigen Untertanen interessiert war.

An dieser Situation hat sich jedoch sicherlich einiges geändert. Eine neuere Generation von Missionaren erkennt einen Teil ihrer Aufgabe darin, die einheimische Kultur gegen unkontrollierte Einflüsse von außen zu schützen und bei der Konfrontation mit europäischer Technologie und Wertmaßstäben zu vermitteln. Die einheimische Kultur hat sich zudem als stark genug erwiesen, hundert Jahren Christianisierung zu widerstehen und viele alte Bräuche und Sitten zu bewahren, die unter dem offiziellen Christentum weiterleben.

Bevor die Versammlung sich auflöst, spricht der junge Prediger und ein älterer angesehener Mann noch einige Worte, um auf die Wichtigkeit der anschließend geplanten Dorfversammlung hinzuweisen. Die Männer verlassen die Kirche zuerst, gefolgt von den Frauen und bald stehen viele kleine Gruppen essend und rauchend vor ihren Häusern. Etwa eine Stunde später versammelt sich das ganze Dorf auf dem zentralen Platz. Männer und Frauen sitzen auch hier wieder getrennt und nur die Männer beteiligen sich an der Diskussion. Der Big Man, der schon in der Kirche einige Worte gesprochen hat, leitet die Versammlung ein. In Niugini gibt es kein eigentliches Häuptlingswesen. Dafür kristallisieren sich mit der Zeit besonders fähige Männer heraus, die sich bei anstehenden Problemen bewähren. Oft bauen sie dadurch eine größere wirtschaftliche Macht auf, durch deren Verteilung sie andere wiederum an sich binden und so allmählich in eine Führerrolle hineinwachsen, ohne allerdings echte Befehlsgewalt zu haben. Es kann dabei in einer Dorfgemeinschaft durchaus mehr als einen Big Man geben.

Der Big Man von Bainduon beginnt mit einer ruhigen und bedächtigen Rede. Es geht vorrangig um die durch das Kraftwerkprojekt ausgelösten Entwicklungen. Im starken Gegensatz dazu stehen die im Stakato stil entweder in Pidgin oder in Nabak vorgetragenen Redebeiträge vor allem der jungen Männer. Immer wieder erstaunt mich die Sprachgewandtheit einiger Männer, die teilweise drei bis vier sehr unterschiedliche Sprachen beherrschen. Besonders hervor tut sich ein junger Lehrer, der ursprünglich aus Bainduon kommt, aber zurzeit in Lae arbeitet. Er ist auch äußerlich durch seine saubere Stadtkleidung und Schuhe zu erkennen und begleitet seine Rede mit intensiver Körpersprache.

Er vertritt die junge progressive Stimme, die den anderen Männern ihre Lethargie und ihren Entscheidungsunwillen vorwirft. Projekte würden nicht durchgeführt, weil sich die Männer vor den zu erwartenden Konflikten und Entscheidungssituationen scheuen würden. Auseinandersetzungen waren auch mit den Nachbardörfern zu erwarten, mit denen oft freundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen bestehen, und die jetzt schon manchmal ihren Unwillen zeigen, dass Bainduon etwas bekam, eben das Stromnetz, und sie leer ausgingen. Die Aufforderung des Lehrers war eindeutig: denkt doch erst mal

an Euch, sonst passiert gar nichts. Setzen sich seine Vorstellungen manchmal allzu sehr über das soziale Beziehungsnetz des Dorfes und seiner Nachbarschaft hinweg, so bringen sie doch frischen Wind und Bewegung.

Vor allem auch Probleme der Entscheidungsgewalt und -delegation müssen angegangen werden. Es hatte z.B. große Konflikte um eine Geldkasse und ihren Verwalter gegeben. Sie war aus freiwilligen Spenden eingerichtet worden und sollte dazu dienen, einige um das Kraftwerk herum entstehende, nicht von der Regierung finanzierte Projekte, zu bezahlen. Zum einen hatte niemand echte Verfügungsgewalt über das Geld, zum anderen konnte auch nicht für jede kleine Ausgabe die gesamte Dorfversammlung befragt werden, da sonst jede Arbeit unmöglich würde. Das allseitige Misstrauen hatte jedoch dazu geführt, dass dem bisherigen Kassensführer vorgeworfen wurde, er habe Geld für sich verwendet. Nachdem dieser sich aus der Arbeit zurückgezogen hatte, wollte niemand an seine Stelle treten. So kam es zu der Situation, dass es trotz der geringen finanziellen Mittel der meisten Familien eine gemeinsame Kasse gab, die jedoch nicht genutzt werden konnte.

In der herkömmlichen Entscheidungsstruktur lassen sich diese Probleme nicht befriedigend lösen, da eine solche Verzahnung der allgemeinen Interessen bislang nur in Ausnahmefälle wie Krieg und Katastrophen von entscheidender Bedeutung war. Diese Probleme tragen im Verborgenen daher auch Fragen der zukünftigen regionalen Machtverteilung mit sich, sind also echte politische Probleme. Es geht darum Entscheidungsstrukturen zu schaffen, die das bisherige weittragende Prinzip der gegenseitigen Nichteinmischung ablösen können, ohne dabei das traditionell ebenfalls wichtige Prinzip der gegenseitigen Hilfeleistung in Gefahr zu bringen. Dieses Prinzip kommt im Wontok System, d.h. „One Talk“, eine Sprache, zum Ausdruck und ist von zentraler Bedeutung im ganzen Land. Es verpflichtet in einem weit verzweigten Verwandtschaftssystem zu gegenseitiger Hilfe. Bei Problemen, die über diesen engen Rahmen hinausreichen, kann es sich jedoch als echter Hemmschuh erweisen. Die Probleme um das Kraftwerkprojekt müssen zwar gemeinsam gelöst werden, aber durchbrechen dabei die Grenzen der verschiedenen Wontok Gruppierungen. Zwischen den Anforderungen eines solchen Projektes und den Anforderungen der Wontok Gruppe kann es zu Konflikten kommen, vor denen sich viele der Männer in passives Abwarten zurückziehen.

Es spricht noch eine Reihe von Männern, bevor sich die Versammlung im beginnenden Regen auflöst. Bei einem späteren Gespräch zwischen Kaye und dem Lehrer aus Lae geht dieser noch auf eine Reihe von Problemen ein. Er spricht von der Hartnäckigkeit der traditionellen Lebens- und Arbeitsweisen, die sich nicht den veränderten Bedingungen anpassen würden. Es wird nicht aufgeforstet und keine Komposthaufen angelegt, ebenso wie auf den Feldern nicht genügend rotiert wird, um einen intensiveren Anbau zu ermöglichen. Die seit je her frei umherlaufenden Schweine verwüsten nach wie vor Gärten, weil nicht genügend Zäune gezogen oder sogar Gehege angelegt werden.

In dieser Situation verlassen die jungen Männer das Dorf, weil es keine Verdienstmöglichkeiten gibt und die alten Männer das Sagen haben, wodurch viel kreatives Potential in die Städte abgezogen wird. Auch das in einem so dünn besiedelten Land wie Niugini immer akuter werdende Problem der Familienplanung könne wegen zu übermächtiger Hemmungen nicht besprochen werden. Während der Versammlung hatte er wiederholt die Frauen aufgefordert, ihre Zurückhaltung aufzugeben und auch ihre Vorstellungen einzubringen. Doch erst in den abendlichen Gesprächen im kleinen Kreis äußern sie sich zögernd.

Diese Art, so direkt Probleme anzusprechen, ist für die Männer im Dorf neu und ungewohnt. Es entspricht gar nicht der eher umständlichen und formalisierten Art des tra-

ditionellen Diskussionsstils. Es ist den meisten jedoch klar, dass die neuen Probleme auch neue Lösungswege erfordern werden. Für die älteren Männer wird dies einen Verlust an Autorität mit sich bringen. Nur den wenigsten wird es gelingen, diesen Veränderungsprozess aktiv mitzugestalten.

Nach der Versammlung ertönt aus dem Haus der jungen Männer, das es in den meisten Dörfern gibt, Gesang und Trommelschlagen, Probe für das am nächsten Tag geplante Sing Sing. Zwei Frauen von der Wohlfahrtsbehörde, die aus Lae erwartet werden, sollen damit geehrt werden. Solche als Sing Sings bezeichneten Feste werden im ganzen Land zu den unterschiedlichsten Gelegenheiten gefeiert. Männer und Frauen nehmen gleichermaßen daran teil und bilden Tanzgruppen, die sich singend zum rhythmischen Klang der Kundutrommeln bewegen. Besonders wichtig sind Kostüm und Kopfschmuck, die ein kleines Vermögen wert sein können. Bei Festen im Hochland sind die Tänzer meist von Kopf und Fuß bemalt und mit den phantastischen und sehr wertvollen Federn der Paradiesvögel geschmückt. Dort dienen Sing Sings auch zur Profilierung eines Big Mans, der oft jahrelang dafür arbeitet, um dann seinen Reichtum an Schweinen und anderen Tauschgütern zu demonstrieren und zu verteilen.

Des Sing Sing in Baiduon sollte jedoch in einem ganz kleinen Rahmen stattfinden. Auf den Holzgerüsten des Kopfschmuckes schwingen vor allem Hühnerfedern, aber auch Silberpapier und anderer Zivilisationsabfall. Das Kunsthandwerk, vor allem die Holzschnitzkunst, ist in Baiduon im Gegensatz zu anderen Teilen des Landes nicht mehr sehr ausgeprägt. Die bei Sing Sings gebräuchliche Kundutrommeln werden noch selber hergestellt, ebenso wie Mundtrommeln und Flöten aus Bambus. Modeschmuck ist jedoch vielfach an die Stelle alten Muschelschmucks getreten. Mädchen und Frauen sehe ich oft bei der Arbeit an aus Pflanzenfasern hergestellten Tragenetzen.

Wegen des schlechten Wetters kann wieder für einige Tage kein Flugzeug landen, doch eines Morgens hört man von Ferne das Brummen der kleinen Maschine und die Tanzgruppe versammelt sich auf einem extra für diese Gelegenheit mit Blumen und Palmwedeln geschmückten Platz. Am Eingang des Dorfes ist ein symbolisches Tor aus Bananblättern errichtet worden, durch das die Besucher ins Dorf hinein geführt werden sollen.

Ein Großteil des Dorfes ist als Zuschauer anwesend und obwohl die erwarteten Gäste noch nicht eingetroffen sind, wärmt sich die Gruppe schon auf. Etwa zehn Männer bewegen sich singend und trommelnd im Kreis. An Armen, Beinen und Hüften sind Grasbüschel gebunden, die über Hosen und Hemden auf und nieder hüpfen. Einige Frauen haben sich in ihre besten Tücher gekleidet, ihr Haar mit weißen Hühnerfedern geschmückt, Grasbüschel um die Hüften gebunden und bilden einen äußeren Kreis. Singend und tanzend bewegen sich diese Kreise in gegenläufiger Richtung umeinander, Kopfschmuck und Hüftrock wippen auf und ab. Am Ende eines Chorus gehen die Männer unter einem Trommelwirbel in die Knie, um nach einer kurzen Pause einen neuen Liedzyklus zu beginnen. Jedes Sing Sing wird für die jeweilige Gelegenheit nach feststehenden Regeln von einem Vorsänger neu komponiert, eine Aufgabe, die in Baiduon schon seit einer Weile dem gleichen jungen Mann zufällt.

Enttäuschung macht sich allerdings breit, als von Umbang die Nachricht kommt, dass die erwarteten Gäste nicht mit der Maschine an diesem Morgen gekommen sind und schnell verstreut sich die Versammlung. Ich frage mich, warum die abgesagten Gäste es nicht für nötig hielten, die Leute von Baiduon über die Veränderung ihrer Pläne zu unter-

richten. Es zeigte sich in gewisser Weise hierin, dass die Leute hier oben von Regierungsangestellten oft nicht als Partner sondern als Abhängige betrachtet werden.

Statt der beiden Frauen kommt eine Gruppe von Studenten der technischen Universität in Lae mit ihrem neuseeländischen Ausbilder, um weitere Strommasten aufzubauen, die die Leitung zur Kirche hin verlängern werden. Die ganzen letzten Tage waren die auch im zerlegten Zustand noch sehr schweren Teile nach Umbang eingeflogen und Stück für Stück den steilen Pfad nach Bainduon hinaufgetragen worden, eine Arbeit, an der sich Männer und Frauen gleichermaßen beteiligten. Als später die ersten Masten errichtet werden, stehen die Frauen abseits und dokumentieren trotz ihres Interesses ihre Unzuständigkeit.

Der Anblick der kalten Metallmasten, die wie Fremdkörper zwischen den Häusern emporragen, wird einer der letzten Eindrücke aus Bainduon für mich sein. Noch ist es unmöglich zu sagen, ob dieses Projekt sich für das Dorf als sinnvoll erweisen wird. Sicherlich bringt es einige nützliche Annehmlichkeiten mit sich, doch wiegt das die für niemanden richtig übersehbaren Probleme auf, die dadurch auf die Bewohner von Bainduon zukommen? Vor allem erscheint es fraglich, ob sich die Erwartung erfüllen wird, hierdurch neue Verdienstmöglichkeiten zu erschließen. Und das scheint mir eine der zentralen Hoffnungen zu sein, die hiermit verbunden sind. Doch wäre ein Projekt in der Landwirtschaft dafür nicht wesentlich angebrachter? In vielen Gegenden Niuginis werden ähnliche kleine Entwicklungsprojekte durchgeführt. Ihr Ziel ist es, eine der Umwelt angepasste Technik einzuführen, die von den Menschen vor Ort selber gehandhabt werden kann. Doch wer soll sich einmal um den Stromgenerator im Umbang kümmern? Lässt sich eine so schwierig durchschaubare Technik wie die Elektrizität so leicht zugänglich und verfügbar machen? Es besteht die große Gefahr, dass dieses Projekt immer als etwas von außen Kommendes empfunden wird, an das vor allem Erwartungen gestellt werden; und werden diese nicht erfüllt, folgt der Enttäuschung bald Desinteresse. Das Gefühl der Unzulänglichkeit, das heute schon bei manchen zu spüren ist, die andere, weiter entwickelte Gegenden des Landes kennen gelernt haben, würde sich dann nur noch verstärken. Denn Bainduon ist längst nicht mehr so isoliert, als dass die politische Devise des jungen Staates nicht bis hier herauf dringen würde: Wir sind ein junger, unabhängiger, aber noch unterentwickelter Staat und wir müssen unsere Entwicklung weitertreiben, um in dieser Welt überleben zu können. Hoffentlich kann Niugini dabei auch seine kulturelle Identität beibehalten.

Am Morgen nach dem missglückten Sing Sing breche ich auf. Zu Fuß werde ich zwei Tage brauchen, um den zur Provinzhauptstadt Lae führenden Straßenkopf zu erreichen. Ich verabschiede mich von den Freunden der letzten Tage, nur Kaye wird mich ein Stück Weges begleiten. Nach einer Woche in Bainduon bin ich voller Eindrücke und obwohl ich in dieser Zeit viel über die Menschen und das Leben hier erfahren habe, merke ich, dass die Zeit viel zu kurz war. Eigentlich fange ich gerade erst an, mit den Leuten hier ins Gespräch zu kommen. Aber auch Kaye hat die Erfahrung gemacht, dass sie den Menschen mit der Zeit zwar immer näher komme, dies jedoch das Gefühl der eigenen Fremdheit in dieser Umgebung eher vertiefe. Für einen Angehörigen einer westlichen Industrienation kann es jedoch die wichtigste Erfahrung überhaupt sein, sich als fremden Eindringling in einer fremden Welt zu erfahren.

Und so verabschiede ich mich am nächsten Morgen, von Luange, Rodney, Harry, Sakalap, Yunue und Monika und mache mich mit Kaye auf den Weg nach Umbau. Nach einer kurzen Pause dort zeigen uns einige Schulkinder den richtigen Pfad, der jenseits der Fluggpiste im dichten Gras verschwindet, sich über einen Bergrücken hinabwindet und dann in einem Bachbett fast senkrecht zum Fluss abfällt. Das Hochwasser der letzten Tage war zwar etwas zurückgegangen, aber dennoch vertraue ich mich nicht dem glitschigen Baumstamm an, der als Brücke dient, sondern wate lieber bis zu den Oberschenkeln eingetaucht durch den immer noch sehr reißenden Fluss. Auf der anderen Seite führt der Weg ebenso steil wieder hinauf bis wir wieder auf der gleichen Höhe mit Umbau sind. Bald schon kommen wir in die Kaffeeplantagen des Nachbardorfes Sakalan. Die Kinder von hier gehen diesen Weg jeden Tag zur Schule. Aufgrund der etwa 500 Meter Höhenunterschied zu Baiduon hängen hier schon die ersten reifen roten Bohnenkapseln an den Kaffeebüschen und einige Frauen pflücken die erste Ernte. Eine von ihnen ist durch mein plötzliches Auftauchen aus dem grünen Dickicht so erschreckt, dass sie alles stehen und liegen lässt und flüchtet und selbst auf Kayes wiederholtes Rufen nicht wieder auftaucht, eine Reaktion, die ich bei Wanderungen schön öfters erlebt hatte, vor allem von Frauen, die aber zumeist bald wieder verlegen lächelnd auftauchten.

Die Gärten, durch die wir gehen, sind wesentlich üppiger. Hier wachsen schon wieder Bananenstauden, Orangenbäume und Papayas, eine melonenähnliche Frucht, und Brotfruchtbäume. Die Brotfrucht wird auch etwa melonengroß, ist aber ein eher gemüseähnliches, stärkehaltiges Grundnahrungsmittel, das gekocht oder auf dem Feuer geröstet wird.

Unser Weg führt uns unterhalb am Dorf vorbei über eine große Grasnarbe am Hang, von der wir einen unglaublich schönen Blick auf das ferne Markham Tal haben. Noch einmal steht uns ein ähnlich steiler Ab- und Aufstieg bevor, um einen kleinen Bach zu überqueren. Kurz unterhalb von dem kleinen Dorf Tueb, unserem Tagesziel, erwartet uns eine Gruppe von Jugendlichen, die uns schon seit etwa einer Stunde auf unserem Weg beobachtet haben. Sie nehmen Kaye sofort ihr Gepäck ab. Die weiße Frau untersteht doch anderen Maßstäben, denn hier sind es zumeist die Frauen, die die Lasten tragen. Nur bei sehr großen Gewichten, z.B., den Strommasten von Baiduon, beteiligen sich auch die Männer.

Im Dorf werden wir erstmal zu unserem Nachtlager, dem etwas abseits liegenden ehemaligen Haus des Missionars geführt. Nachdem wir getrennt zu den Waschstellen geführt worden sind, gehen wir ins Dorf. Es wird gerade gemeinsam ein Haus gebaut und fast die gesamte Einwohnerschaft scheint versammelt zu sein. Die Leute sind zum Teil außer sich vor Freude über unser Kommen, man merkt den Unterschied zu Baiduon sehr deutlich, wo die Anwesenheit von Weißen schon nicht mehr so außergewöhnlich ist. Einige der Frauen gehen hier noch barbusig und stören sich auch nicht an meiner Anwesenheit. Bei einbrechender Dunkelheit gehen wir in unser Haus zurück und bald schon stapeln sich in einer Ecke ein Berg von Süßkartoffeln, Bananen, Orangen und Papayas, die uns von unseren Nachbarn gebracht werden, teils als Geschenk, teils gegen Bezahlung. Eine Dose Corned Beef und ein heißer Tee runden unsere Mahlzeit ab, bevor wir uns in die Schlafsäcke rollen.

Noch während der Nacht fällt ein heftiger Regen. Grau, nebelig und nass bricht der nächste Tag an und obwohl mir die Leute davon abraten, entscheide ich mich zu gehen. Für Kaye und mich heißt es Abschied nehmen. Sie wird den gleichen Weg zurückgehen.

Einige Jungen begleiten mich eine Weile, denn gerade in der Nähe eines Dorfes fällt es leicht, sich in dem Gewirr von Pfaden zu verlaufen. Hatte es anfangs nur genieselt, fällt bald ein gleichmäßiger Regen. Um mich herum verschwindet alles in einem dichten Nebel. Der Pfad ist durch den Regen stellenweise den Hang hinuntergespült worden, überall ent-

stehen Bäche und Matschlöcher. Einige Dörfer liegen auf meinem Weg, wo die Leute immer schon von meinem Kommen wissen. Gegen Mittag bin ich durchnässt und erschöpft und will in einem Dorf eine Pause einlegen. Als ich nach einem Feuer frage, um mich und meine abgestorbenen Hände aufzuwärmen und etwas zu essen, bricht das schadenfrohe Gelächter der Kinder fast in einen Tumult aus. Einen weißen Mann zu sehen, der den harten Bedingungen ausgesetzt ist, die für sie zum Alltag gehören, bereitet ihnen sichtliches Vergnügen. Eines der Kinder führt mich jedoch zu seinem Haus und der Hausherr weist die Gruppe mit einigen energischen Worten zurecht. Bald sitze ich vor einem lodernen Feuer und verspeise mitgebrachte und geschenkte Verpflegung. Der Regen hört auf und ich fühle mich ausgeruht. Noch zwei Dörfer liegen auf meinem Weg, bevor mich der Pfad die letzten vier Stunden über einen kleinen Pass nach Boana führt, der Niederlassung am Straßenkopf. Hier ist der Dschungel noch unberührt, Baumriesen ragen in den Himmel, Farne und Schlingpflanzen überall. Dicke Tropfen klatschen bald durch das Blätterdach und kündigen einen neuen Regen an. Der Weg wird zu einem einzigen Schlammloch, meine Stutzen rutschen über die Schuhe, aber nur einer der vielen Blutegel kann sich mein Bein hinaufarbeiten. Eine weitere Rast konnte ich mir nicht leisten, um nicht in die Dunkelheit zu geraten, doch endlich sehe ich in der Ferne im Tal die ersten Häuser von Boana.

Diese Ansiedlung war in den 1930er Jahren als Missionsstation entstanden und hatte sich mit der Zeit zu einem kleinen Zentrum entwickelt. Vor etwa fünf Jahren hatte der Bau einer Straße den Zugang erleichtert, der nur bei sehr heftigen Regenfällen unterbrochen wird. Lae liegt von hier drei Autostunden entfernt. Der Gründer dieser Station, der deutsche lutheranische Missionar Gustav Bergmann (1904-1985)¹, lebt als arbeitender Pensionär immer noch hier. Kaye hatte mir von ihm erzählt und so frage ich mich in der ersten Dämmerung zu seinem Haus durch. Auf mein Klopfen geht die Tür auf und vor mir steht ein weißhaariger rüstiger alter Mann in Hausschuhen, verschlissener Hose und Hemd. Sein weißer Bart, mouth gras in Pidgin genannt, ist nur ums Kinn herum voll und ein Glas der Hornbrille ist geschwärzt. Ohne jegliche Fragen bittet er seinen unerwarteten, total durchnässten Gast hinein, heizt Wasser für die Dusche und bald sitze ich bei einer Tasse Kaffee und selbstgebackenem Brot mit ihm am Tisch.

Um die 80 wird er nun sein, doch das eine Auge mustert mich lebhaft. 1927 kam er als junger Mann nach Neu Guinea, um ab 1930 in Boana die Station aufzubauen. Während der Kriegsjahre und der japanischen Besetzung Neu Guineas wurde seine Arbeit kurz unterbrochen, doch bald danach gesellte sich eine Schule, eine Handelsstation und eine Flugpiste dazu, und zur Zeit wird ein kleines Hospital fertiggestellt. Ein richtiges Dorf ist um die Station herum jedoch nie entstanden.

Bis vor 15 Jahren ist er zu Fuß und per Pferd in dieser Berglandschaft von Dorf zu Dorf gezogen, um den Leuten Religion und wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt zu bringen. Er fragt mich nach dem Pfad und kann sich noch an einzelne Flussüberquerungen erinnern. In seinen Worten liegt sowohl Achtung für die Menschen, die in diesem rauen Bergen ihre Felder bestellen und Dörfer bauen, als auch das Wissen, dass sie vor vielen Problemen des heutigen Neu Guineas hilflos kapitulieren. Die Veränderung ist vielleicht nicht so schnell gegangen, wie er sie sich als junger Mann einmal gewünscht hat. Mit schar-

¹ Lebensdaten aus: ARCHIV MISSION EINEWELT. Vorläufiges Findbuch des Schriftgutes von Gesellschaft, Missionsanstalt, Missions- und Diasporaseminar und Missionswerk ab 1824, Teilbestand 4 Personalien, erarbeitet von Brigitte Hagelauer, am 21.2.2018 unter: <https://mission-einewelt.de/wp-content/uploads/2014/03/tb-4.pdf>

fem Verstand beurteilt er die innenpolitische Lage und ist auch über die Bundesrepublik gut informiert.

Vor zwei Jahren war er nach 11 Jahren nochmals in Deutschland. Seine Familie kommt aus Westfalen und heute leben ein Bruder und zwei seiner Kinder in der Bundesrepublik. Ein weiterer Sohn ist heute ebenfalls Missionar in Papua Neu Guinea. Auch nach seiner Pensionierung lebt er mit seiner Frau Anna, die für einige Tage bei Bekannten in Lae zu Besuch war, in Boana. Einem der örtlichen Läden, der auch den Kaffee der Gegend aufkauft und nach Lae bringt, hat er sich als Berater zur Verfügung gestellt. Eine seiner Hauptaufgaben sieht er darin, im Laden einen jungen Mann anzulernen, doch er ist sich nicht sicher, ob dieser eines Tages auch ohne ihn mit der Leitung des Ladens zurechtkommen wird.

Oft schaut er auf die Uhr um um 8 Uhr nicht die Nachrichten der Deutschen Welle zu verpassen. Im kleinen Nebenzimmer sitzt er in einem Lehnstuhl vor einem großen Transistorradio, das er mir voller Begeisterung vorführt. Mit einem Zusatzgerät kann er die Funkmeldungen der Missionen im ganzen Land empfangen und bekommt so auch schon Mal Nachricht von seinem Sohn, der in einer der entlegensten und unzugänglichsten Gegenden des Landes arbeitet. Noch eine Weile sitzen wir vor dem Radio, bevor er mich in ein gemütliches Zimmer mit einem weichen Bett führt, denn um 10 Uhr schaltet sich automatisch die Stromversorgung aus.

Am nächsten Morgen arrangiert er für mich eine Fahrt mit einem Jeep des Kaffeedepots nach Lae. Vor meiner Abfahrt zeigt er mir noch sein ansehnliches Grundstück. Auf einem kleinen Hügel gelegen hat es unterhalb des Hauses einen großen Nutzgarten mit Gemüse und Versuchsreihen von Reis und Hirse neben Ananas und Erdbeeren. Obstbäume tragen Zitronen, Orangen, Bananen, Grenadille, Guavas, und Avocados. In einem kleinen Anbau sind das Arbeitsgerät und ein Arbeitszimmer für seine Frau untergebracht. Überall finden sich Spuren von liebevoller Arbeit. Am Zaun ranken, Rosen, die sorgfältig aufgefropft sind.

Ich muss mich verabschieden, denn der Jeep ist fahrbereit. Ich sitze auf der Ladefläche und sehe Gustav Bergmann, wie er leicht nach vorne gebeugt rüstig den Berg hinaufgeht, hinter ihm ein paar Kinder. Ich kenne diesen Mann kaum, doch hier liegt ein Leben, vor dem ich mich voller Achtung verbeuge. Doch auch er ist nach einem halben Jahrhundert hier ein Fremder geblieben.

Köln im März 1981

Fotos Baiduon und Umgebung

1. Flugpiste – Anflug
2. Flugpiste – Landung
3. Flugzeug
4. Gartenarbeit bei Didiman
5. Fünf Mädchen
6. Mann mit Machete
7. Jugendliche
8. Übersicht Dorf mit Tele
9. Übersicht Dorf mit Weitwinkel
10. Nachbardorf
11. Zaunbau
12. Panorama Nachbartal
13. Dorf Übersicht
14. Hausbau
15. Didiman Hausbau
16. Hausbau – Mann
17. Hausbau – Didman
18. Haus im Morgengrauen
19. Dorf im Morgengrauen
20. Kinder
21. Mann bei Arbeit
22. Frauen beim Lausen
23. Dorf am Nachmittag
24. Bilum Fabrikation
25. Holzhäuser
26. Erosionsschäden
27. Gärten
28. Umbang – Überblick
29. Umbang Wireless
30. Arbeitstag
31. Kinder vor Schule
32. Hausbau Überblick
33. Hausbau drei Männer
34. Hausbau Dach
35. Hausbau Mann im Dach
36. Frauen schneiden Kunai Gras
37. Landen an der Flugpiste
38. Kinder Ortseingang Umbang
39. Schweine füttern
40. Zu den Gärten
41. Nachbardorf
42. Faene (Farne?)
43. Faene
44. Faene
45. Faene
46. Didimans Haus Regentag
47. Dorf Regentag
48. Dorf Regentag
49. Dorf Hühner Regentag
50. Dorf Regentag
51. Nacht
52. Jugendliche Sing Sing Schmuck
53. Harry mit Maultrommel
54. Gruppe Männer mit Kaye
55. Kirchengang
56. Kirchengang
57. Kirchengang
58. Kaye, Yunue, Monika
59. Kinder
60. Collins
61. Kinderspiel
62. Dorfversammlung
63. Versammlung Big Man
64. Gruppe Männer
65. Versammlung Lehrer spricht
66. Collins spricht
67. Versammlung Überblick
68. Panorama
69. Friedhof
70. Kindergrab
71. Wahlplakat
72. Toiletten

73. Haus mit Leuten
74. Junge mit Pfeil + Bogen
75. Oliver mit Kamera
76. Oliver
77. Weg im Regen
78. Wasserstelle mit Frauen
79. Mädchen zur Wasserstelle
80. Sing Sing
81. Sing Sing
82. Sing Sing
83. Sing Sing
84. Sing Sing
85. Sing Sing
86. Sing Sing
87. Sing Sing
88. Sing Sing Rinkepe
89. Sing Sing Mädchen mit Federn
90. Blick auf Dorf im Nebel
91. Lichtmasten
92. Lichtmasten
93. Didiman
94. Harry im Laden
95. Nach Sakalan Brücke
96. Nach Sakalan Brücke
97. Blick auf Sakalan
98. Blick auf Umbang
99. Gärten
100. Blick ins Tal
101. Kaffeschälmaschine
- 102.